

Nr. 284. Bromberg, den 29. Dezember 1928.

Sir Michaels Abenteuer.

Roman von **K. R. G. Browne.**

(25. Fortsetzung.)

Mr. Cherry hielt sich nicht damit auf, ihm erste Hilfe zu leisten, sondern kroch durch eine Hecke und ein Dickicht und hoffte, nun dem Verhängnis entgangen zu sein. Trotzdem mäßigte er seinen Lauf nur wenig und kam nun an einen Kreuzweg. Wer beschreibt sein Entsetzen, als er dort zu seiner Rechten das Gittertor des Parks von Lindley Haus erblickte! Er war im Halbkreis herumgelaufen!

„Ach, hol's der Teufel!" sagte er verzweifelt, um ordentlich zu fluchen, und setzte sich wieder in Trab, dabei rechts und links nach dem erwünschten Seitenpfad ausspähend, der ihn rascher aus diesen gefährlichen Gefilden wegführen sollte. Aber dieser Wunsch sollte nie erfüllt werden, denn bei der nächsten Wegbiegung kam ihm ein Radfahrer entgegen und veranlaßte ihn, seinen Schritt bedeutend zu mäßigen, denn er wollte keine unnötige Aufmerksamkeit erregen. Der Radfahrer kam näher und Mr. Cherrys aristokratisches Antlitz wurde von einem Zweifel umwölkt; im nächsten Augenblick wich der Zweifel einem äußerst beunruhigenden Erkennen. Er blieb stehen, ließ sich auf ein Knie nieder und tat, als hätte er einen Schuhriemen zu binden.

Jedoch diese List war vergeblich. Der Radfahrer hielt neben ihm und stieg ab. Ein paar gelbe Schuhe traten in sein Gesichtsfeld.

„Das nenne ich aber Glück!" sagte der Radfahrer.

Mr. Cherry erhob sich und begann munter weiterzugehen.

„Einen Augenblick", sagte der Radfahrer.

Mr. Cherry ging seines Weges unbekümmert fort.

„Ich komme gerade her, um Sie aufzusuchen", sagte der Radfahrer und ging neben ihm. „Wenn ich mich nicht verirrt hätte, wäre ich schon früher hier gewesen, aber da hätte ich Sie vielleicht nicht getroffen."

Mr. Cherry, der nun keine andere Wahl hatte, blieb stehen und schaute den Sprecher fremd an.

„Kann ich etwas für Sie tun, lieber Mann?"

Mr. Hicks nickte so heftig, daß ihm sein zu kleiner steifer Hut über das rechte Auge rutschte. Er schob ihn zurück und betrachtete Mr. Cherry mit geradezu grausamer Befriedigung.

„Ja," erwiderte er. „Sie können mir eine gerade Antwort auf eine gerade Frage geben: Haben Sie mir vor ein paar Tagen einen falschen Fünfer angehängt oder nicht?"

Mr. Cherry blickte mit sehr gut gespieltem gentlemanhaftem Hochmut auf ihn nieder.

„Guter Mann," sagte er kalt, „ich dachte, das sei Ihnen erklärt worden. Ich hatte natürlich keine Ahnung, daß die Banknote gefälscht ist. Meinen Sie etwa, daß ich Sie vorsätzlich beschwindelt habe?"

„Sie werden gleich sehen, was ich meine — —"

„Ich habe meine Tante ersucht," sagte Mr. Cherry großartig, „Ihnen zu erklären, daß ich nicht wußte, die Note sei falsch und die Sache mit Ihnen zu ordnen. Ich sehe nicht ein, worüber Sie sich noch zu beklagen —"

„Nun, sie hat die Sache nicht geordnet, verstehen Sie. Ich wollte gar nicht, daß sie sie ordnet. Mit Ihnen will ich jetzt Ordnung machen. Sie kommen da keck und frech in m in Wirtshaus, fressen mich arm — Sie und Ihre noblen Freunde — und dann hängen Sie mir einen „Falschen" an! Und jetzt sagen Sie, es war ein Irrtum und die Tante wird alles ordnen! Aber ich hab' mit Tanten nichts zu tun, und wenn Sie glauben, den Dachsel-Hicks anschmieren und sich dann hinter die Tante stecken zu können, da irren Sie sich sehr!"

Mr. Cherry runzelte mißmutig die Stirn. Er hatte einen anstrengenden Vormittag hinter sich, seine Hand schmerzte und ein Hühnerauge machte sich unangenehm bemerkbar. Diese Tatsachen und der Wunsch, den klettenartigen Wirt loszuwerden und seine Reise schleunigst wieder aufzunehmen, verleiteten ihn zu seiner nächsten, etwas unvorsichtigen Bemerkung.

„Also wissen Sie, ich habe es eilig und kann nicht den ganzen Tag hier stehen und streiten. Ich weiß nur von Ihnen, daß Lady Fairlie nicht gezahlt hat, aber damit Sie nicht glauben, daß Ihnen Unrecht geschieht, will ich die Sache selbst in Ordnung bringen." Und damit zog er die wohlgefüllte Brieftasche hervor und entnahm ihr ein ansehnliches Päckchen Banknoten, die noch vor kurzem in Mr. Harold Bythewans Besitz gewesen waren. Von diesen wählte er sechs und hielt sie Mr. Hicks entgegen. „Hier — und noch etwas für Ihre Mühe drauf."

Aber der Wirt gab weder Zeichen von Dankbarkeit von sich, noch nahm er das Geld. Er schaute es mit merkwürdigem Blick an, dann auf den Rest des Päckchens und auf Mr. Cherry. Es lag etwas Ominöses in dem Blick . . .

„Etwas plötzlich zu Geld gekommen sind Sie, nicht?" sagte er. „Vor kaum einer halben Stunde hatten Sie nicht genug, um mir zu ersetzen, was Sie mir herausgeschwindelt hatten, und jetzt schwimmen Sie in Geld! — —"

„Hören Sie," sagte Mr. Cherry ärgerlich, „wenn Sie das Geld nicht nehmen wollen, brauchen Sie doch nicht —"

„Soll ich Ihnen nun sagen, was ich meine? Ich meine, Sie haben nie die Absicht gehabt, mir das Erschwindelte zu ersetzen. Ich meine, es war alles erlogen, was Sie Ihrer Tante erzählten, daß Sie nicht genug bei sich haben. Ich meine, Sie sind ein dreckiger Schwindler. Sie mögen ja ein Baron sein, aber ein dreckiger Schwindler sind Sie doch, verstehen Sie!"

Nachdem er so seine Meinung kundgetan hatte, trat er zurück und begann eine Reihe von Handlungen, die Mr. Cherry äußerst bedrohlich erschienen. Er warf das Fahrrad achtlos in die Hecke. Er schlug die senffarbigen Rockärmel zurück. Er spuckte in die Hände, dann sprach er: „Ich werd' Sie lehren, ein dreckiger Schwindler sein, verstehen Sie? Ich werd' Sie lehren, den alten Dachsel-Hicks beschwindeln! Tante oder nicht!" Und bewegte sich dräuend auf ihn zu.

Das war der Augenblick, wo Mr. Cherrys Nerven versagten. Es war in den letzten Stunden zuviel auf ihn eingedrungen und er fühlte sich nicht in der Verfassung, sich in einen Kampf mit einem einzulassen, dessen Bizeps so gewaltig war, daß er fast die Ärmel sprengte. Er hatte genug von Mr. Hicks für sein Leben lang. Und er wandte sich und floh, ohne zu bedenken, wie töricht das unter Umständen war. Mr. Hicks hielt inne, knurrte, wandte sich und griff nach seinem Fahrrad.

Irgendwo da oben muß ein lieber Cherub sitzen und sich um das Ergehen der jungen Barone kümmern. Mikes Bewußtsein kehrte langsam zurück und er war sowohl überrascht als erfreut, als er entdeckte, daß seine Verletzungen nur aus einer mächtigen Beule auf dem Schädel, einer geschundenen Nase und einem aufgeschlagenen Knie bestanden.

Wenn auch seine persönliche Erscheinung etwas gelitten hatte, war sein Allgemeinzustand doch ein guter geblieben.

Er stand auf, schüttelte sich, griff sich an den Kopf und die Nase, entfernte mindestens ein Pfund Erdreich aus seinen Kleidern und schaute rings umher. Kein Mr. Cherry weit und breit.

„Gott verdamm' ihn!“ sagte Mike mit Überzeugung und beschloß, sich noch ein wenig umzusehen, vielleicht kam er durch Zufall auf eine Spur des Flüchtlings.

Er ging ein Stück auf dem schmalen Landweg weiter und bog dann in einen Seitenpfad. Nach einer Weile blieb er horchend stehen — er hatte ein Geräusch wie von laufenden Schritten gehört. Zwei Sekunden danach stieß er einen Freudenschrei aus, denn der da laufend um die Biegung kam, war Mr. Cherry!

Als dieser ihn bemerkte, blieb er stehen und atmete laut. Er warf einen verzweifelten Blick umher und sah, er saß fest in der Falle. Er warf einen Blick auf Mike und es rieselte ihm kalt den Rücken hinab.

„Nun schön, schön, schön!“ sagte Mike glücklich. „Welch frohes Wiedersehen! Das hätte ich gar nicht zu hoffen — — Großer Gott!“ rief er aus, als jetzt Mr. Hicks gemächlich auf seinem Fahrrad herbeikam und nun abstieg.

Bei Mikes Anblick verklärte sich das Gesicht des Wirtes.

„Das freut mich aber wirklich. Ich war schon etwas unruhig wegen Ihrem Auto, weil Sie nicht zurückgekommen sind und ich vergaß, Sie um Ihren Namen zu fragen. Ich wußte nicht recht, was ich tun sollte. Aber davon später. Erst habe ich ein Geschäft mit diesem dreckigen Schwindler da zu erledigen, wenn Sie mich entschuldigen wollen.“

Mike starrte ihn erstaunt an.

„Sie? Was hat er Ihnen getan?“

„Reingelegt hat er mich ordentlich, Sir. Hat mir einen falschen Fünfer angehängt. Ich will ihn grad lehren, es nicht wieder zu tun.“

Mike trat eilig vor und hob die Hand; er sprach in bittendem Ton.

„Ich verstehe, Mr. Hicks, aber Sie würden mir einen Gefallen erweisen, wenn Sie zurücktreten würden. Dieser Herr ist unter meinem Namen herumgegangen und hat gestohlen. Auch habe ich ihm diese Beule und die Nase und das Knie zu verdanken. Ich fühle mich ihm verpflichtet und bleibe nicht gern etwas schuldig. Nachher können Sie ihn haben, wenn noch etwas übrig ist.“

Der Wirt starrte ihn an.

„Was? Unter Ihrem Namen ist er herumgegangen? Hol' mich der Kuckuck. Ein netter Baron, was?“

„Er ist kein Baron.“

„Wie? Ja, ist er nicht Sir Mi— das heißt, sind Sie etwa Sir Michael?“

„Jawohl.“

Mr. Hicks pfiff laut und verständnisvoll, dann seufzte er wie einer, der höhere Rechte anerkennen muß. „Ja, dann nehmen Sie ihn, Sir! Das seh ich ein, daß Sie mehr Recht auf ihn haben als ich. Aber es ist recht hart — — Oho, dageblieben!“

Denn Mr. Cherry war wieder unruhig geworden. Niemand hört gern über sich verhandeln wie über einen leblosen Gegenstand abstoßender Art und dieses Bieten sozusagen um seinen Leichnam schien ihm äußerst gefühllos. Nach und nach war er ein wenig abgerückt, und nun sprang er plötzlich zur Seite und wollte noch einen Versuch machen, zu entkommen.

Aber das Schicksal wollte es anders. Mr. Hicks' rechter Arm streckte sich wie ein Teleskop und seine rechte Hand erwischte ihn beim Kragen und riß ihn so kräftig zurück, daß seine Füße den Grund verloren, sein Kragen das Knöpfchen und er selbst den Atem. Er setzte sich heftig auf den Boden und blieb ruhig sitzen, es war nichts mehr zu machen offenbar. —

„Sie bleiben da,“ riet ihm Mr. Hicks ernstlich, „bis dieser Gentleman und ich über Sie beschlossen haben. Dann werden wir — —“

Er brach ab und folgte Mr. Cherrys Blick, der an ihm vorbei die Straße hinabschaute.

Dort kamen zwei Männer in Uniform auf großen flachen Füßen heranmarschiert: ein großer, starker, erhitzter Konstabler und ein größerer, stärkerer, erhitzterer Sergeant. Auf ihren Gesichtern stand Neugierde, und jetzt blieben sie bei der kleinen Gruppe stehen.

„Hallo!“ sagte der Sergeant und blickte alle drei scharf an. „Was tun Sie mit diesem Burschen?“

Der Wirt, der in vertrauensvollen Stunden einen gelegentlichen Zusammenstoß mit der Polizei in der schönen alten stürmischen Zeit zugab, hustete ein wenig und schwieg bescheiden.

„Dieser Bursch“, erwiderte Mike, „hat sich gesetzt, weil er seine Kraft überschätzt hat.“

Der scharfe Blick haftete auf ihm.

„Ha!“ sagte der Sergeant. „Mir brauchen Sie nicht — was gibt's?“ wandte er sich an den Konstabler, der ihn angestoßen hatte und nun auf den nachdenklich dasitzenden Mr. Cherry zeigte.

„Seinen Hals“, sagte er. „Schauen Sie nur!“

„Ha!“ sagte der Sergeant abermals. Er bückte sich mühsam — denn er war wirklich sehr dick — und betrachtete Mr. Cherrys Hals, von dem, infolge von Mr. Hicks' gewaltigem Handgriff vorhin, mehr als sonst in der guten Gesellschaft üblich ist, sichtbar war und damit ein Muttermal in der Form eines S.

„Das ist aber komisch“, sagte der Sergeant, zog ein Notizbuch aus der Tasche und las darin halblaut: „Dreißig Jahre — groß — dunkle Augen und Haare — sieht aus wie ein Gentleman — Muttermal in der Form eines S auf der Rückseite des Halses . . .“ Stimmt alles.“

Der durchdringende Blick wandte sich wieder Mike zu. „Ist der Mann ein Freund von Ihnen?“

„Nichts weniger als.“

„Kennen Sie ihn schon lang?“

„Nicht lang, aber lang genug. Eigentlich zu lang.“

„Hm. Also auf diesen Mann stimmt genau die Beschreibung von einem gewissen Cherry — George Cherry — die wir eben bekommen haben und der wegen Betrug und Herauslocken von Geld unter falschen Vorspiegelungen gesucht wird. Sehr komischer Zufall wirklich! He, Sie! Dageblieben wird!“

Denn Mr. Cherry, der nun die Vergeltung vor sich sah, war aufgestanden und wollte einen letzten Versuch machen, obwohl er selbst nicht wußte welcher Art. Nun versank er in endgültige Passivität, denn auch das menschliche Streben hat seine Grenzen.

Das scharfe Auge des Gesetzes kehrte zu Mike zurück.

„Und wer sind Sie wohl?“

„Ich bin — oder war bis vor kurzem — Privatsekretär von Mr. Herbert Bytheway von Lindley Haus. Der kragenlose Herr, der wahrscheinlich Cherry heißt, war — auch bis vor kurzem — Gast von Lindley Haus. Und was für ein Gast! Und dieser Herr hier ist Mr. Hicks, einer unserer ersten Restaurateure. Jetzt kennen wir uns alle.“

„Wie? Lindley Haus?“ sagte der Sergeant. „Also das ist wieder komisch, denn gerade nach Lindley Haus gehen wir. Ein Einbruch oder so etwas. Wir wären schon früher gekommen, aber Tom konnte seinen Helm nicht finden.“

Er brütete eine Weile über all diese „komischen“ Dinge, dann sagte er: „Nun, am besten wird es sein, wenn Sie alle mit uns nach Lindley Haus kommen. Es ist da Verschiedenes aufzuklären, scheint mir. Wenn ich nicht sehr irre, wird der Bursch vom Hauptquartier in London gesucht.“

„Das Hauptquartier kann unmöglich so ein Verlangen nach ihm haben wie ich“, sagte Mike sehnsuchtsvoll. „Sie und Ihr Begleiter möchten uns wohl nicht drei Minuten lang den Rücken kehren und die Augen schließen, wie?“

„Was? Wozu das?“

„Ich möchte ihm gute Ratschläge zuflüstern. Bis ich fertig bin, können Sie dann die Reste haben.“

Der Sergeant fand das einen Angriff auf seine Würde und runzelte die Stirn.

„Genug! Ich wünsche kein Gerede mehr. Wollen Sie gefälligst mit uns weitergehen.“

Mike seufzte und warf seine letzte Hoffnung auf persönliche Rache über Bord.

„Nur voran, Macduff“, sagte er.

„Mein Name ist Hopkins“, sagte der Sergeant. „Sie da, kommen Sie!“

(Schluß folgt.)

Lustige Rundschau



*** Vertrauen.** Rolle und Bolle wurden geklappt. Beim Fassadenklettern. — „Seit wann kennen Sie denn Ihren Kumpanen Bolle?“ fragt der Richter Rolle. — „Ungefähr seit acht Tagen. Wir lernten uns in einer kleinen Kneipe kennen, und er erzählte mir gleich, daß er schon zehnmal vorbestraft sei. Und das gab mir Vertrauen zu ihm . . .“

*

*** Einladung.** Max ist eingeladen. Zu Suppe, Fisch und Braten. Aber Max kommt nicht. — „Warum kamen Sie nicht?“ trifft ihn Tage später die Hausfrau. — „Ich hatte keinen rechten Hunger“, meint Max. — „Erlauben Sie mal, man kommt doch nicht nur wegen des Essens!“ — „Ich weiß, gnädige Frau. Aber richtigen Durst hatte ich auch nicht.“

*

*** Am Ende der Tragödie.** Das Söhnchen, nachdem der Schauspieler, wie seine Rolle es vorschrieb, den Heldentod gestorben ist: „Mutti, müssen wir denn auch noch zum Begräbnis dableiben?“

Das Fernpunkt-Mikroskop.

Phantastische Skizze von Otto Marsch.

„Drehen Sie weiter nach rechts! Drehen Sie doch!“ Der Leiter des Observatoriums sprach heftig auf den Assistenten ein. Doktor Hasting, ein deutscher Astronom, derzeit Assistent des amerikanischen Professors, zuckte mit der Schulter: „Wir wollen noch die Mondsichel vorüber gehen lassen. Die Beleuchtung ist ungünstig.“

Die beiden setzten sich an den matt erhellten Tisch der größten Sternwarte des amerikanischen Kontinents. Der Tisch und einige Sessel bildeten die einzige wohnliche Einrichtung des Gebäudes. Über ihnen starrte der Riesenfinger eines Refraktors in die dunkle Nacht Südamerikas hinein. Um sie herum lagen Sternkarten, Pläne und Bücher. Eine winzige Kamera stand in der Nische, Professor Brown nahm sie zur Hand.

Liebkosend strich er darüber hin, als berge sie das höchste Kleinod der Erde. Heute nacht war der erste Versuch vorgesehen. Doktor Hasting hatte sich erhoben. In seinen Augen flimmerte ein übermütiges Leuchten, das aber die innere Spannung nicht zu dämpfen vermochte.

„Sind wir fertig?“

„Ja, wir können einstellen.“ Der Refraktor schob sich leicht und spielend zur Seite, an dem kleinen Spiegelglas saß der Assistent. Langsam zogen südliche Sterne ihre Bahnen durch die Herbstnacht, Sterne, die wir in Europa oft nur dem Namen nach kennen. Nun rückte auch die Mondsichel nach Westen ab. Es war finster. Durch den Weltenraum glänzte ein kleiner Stern, fast nur ein Pünktchen, der Planet Merkur. Er ist der kleinste unserer Planeten und besitzt nur ein starkes Drittel des Inhalts unserer Erde. In 88 Tagen umkreist das kleine Kerlchen uns. Dieser winzige Punkt bildete das Angriffsobjekt des Fernrohrs.

„Nicht doch“, wehrte der Professor ab. „Nehmen Sie einen anderen Planeten, lieber Freund! Oder suchen Sie den Andromedanebel. Sie werden sich doch nicht mit solchen Kleinigkeiten abgeben.“

Doktor Hasting nahm erstmals von seinem Vorgesetzten keine Notiz. Schon hatte er die Linse auf den kleinen Merkur gerichtet. Seine scharfen Augen spähten nach der unscheinbaren Kugel, die sich in gewohnter Weise zeigte. Es zeigte sich nichts, selbst als er die tausendfache Vergrößerung einschaltete.

„Ich wußte es, mein Freund“, lächelte spöttisch der Professor. „Glauben Sie mir jetzt? Die Luft ist klar. Halten Sie doch auf Jupiter oder Mars. Und dann benutzen Sie meinen neuen Apparat!“

Der Deutsche hatte sich nicht beirren lassen, ein gewisses Gefühl der Rivalität tauchte in ihm auf, und er ergriff in einer plötzlichen Eingebung die Kamera des Professors. Nun fand er die Merkurumrisse projiziert.

„Darf ich bitten, Herr Professor?“

„Was gibt's?“ In der Stimme des Amerikaners schwankte es zwischen Neugier und Zweifel. Schon saß er auf dem Stuhl. Die Scheibe spiegelte eine matte, helle Fläche mit grauen Linien und Punkten wider. Sie hatten starke Ähnlichkeit mit den Mondebenen und -kratern. Und doch sahen sie fast wie Höhenzüge und Täler aus. Oder rückte der kleine Planet allzu rasch vorwärts?

„Gestatten Sie, daß ich eine Aufnahme mache, Herr Professor?“ Und schon hatte der Assistent den Vorgesetzten höflich zur Seite gedrückt, murmelte etwas von günstiger Beleuchtung und klappte den Schlitzverschluß auf. Anderthalb Minuten dauerte die Belichtung, dann war die Aufnahme zu Ende. Die eiserne Kuppel des Observatoriums schloß sich. Im Innenraum flammten dunkelrote Lampen auf, die Platte wurde sofort entwickelt. Ein heller Hintergrund zog sich um die dunkle Merkurscheibe des Negativs, es war der Weltenraum. Professor Brown lächelte wieder und diesmal überlegen. Aber er hatte keine Ruhe, die Platte mußte erst bei künstlicher Beleuchtung entwickelt sein.

Doktor Hasting hatte sich eine Zigarre angezündet. Ihm eilte es nicht mehr sonderlich. Wenn erst sein Apparat arbeitete, dann würde der Professor noch größere Wunder erleben. Da kam der Kollege ihm schon freudestrahlend entgegen.

„Sehen Sie“, rief er, „ein tadelloses Bild! Meine Vermutung hat sich bestätigt. Es sind Berge, nein, sogar richtige Flußläufe auf dem Merkur. Hier, zählen Sie nach! Eins, zwei, vier fünf. Dort eine ganz niedere Bergkette. Und da viele dunkle Punkte. Vielleicht Krater oder Flecken auf der Platte. Lassen Sie sich umarmen, wir haben der Wissenschaft heute einen großen Tag geschenkt.“

Der Assistent legte die Zigarre weg und besah sich das Bild. Ungesehenes erschien erstmals vor seinem Auge. Dann holte er aus dem Schrank seinen neuen Apparat, das Fernpunkt-Mikroskop.

„Herr Professor, die Aufnahme ist wundervoll, aber ich möchte versuchen, ihr noch größere Einzelheiten abzugewinnen. Überlassen Sie mir für kurze Zeit die Aufnahme?“

Erstaunt sah Professor Brown ihn an. „Was führen Sie im Schilde, mein Lieber? Ich erwarte, daß Sie die Platte nicht zerstören. Gut, nehmen Sie sie!“ Der Raum wurde wieder dunkel, eine kleine Blendlaterne erhellte die Bewegungen des Assistenten, der rasch und sicher jede Handbewegung ausführte. Die Platte schob sich in einen kleinen Ausschnitt, das Licht der Projektionslampe fiel grell auf einen Leinwandschirm, vor dem der Professor sich niedergelassen hatte. Er war an Überraschungen gewöhnt, aber man — —

„Bitte, hierher sehen!“ klang die andere Stimme. Auf der Leinwand erschien die dreihunderttausendfache Vergrößerung eines Teils der Platte. Beide Männer standen vor dem Zauberwerk. Wahrhaftig, das waren nicht nur Bergketten und Flußläufe, das waren richtige Bäume, die man aus dem Schatten erkennen konnte. Bäume von ähnlicher Beschaffenheit wie auf der Erde. Ein feines Summen des Uhrwerks begleitete das Vorübergleiten des Bildes. Die Konturen der Flüsse und der Vegetation wurden immer stärker. Täuschten sich die Zuschauer nicht? War das möglich?

„Lebewesen!“ rief der Assistent, sprang auf und deutete mit dem Finger auf eine Stelle der Leinwand. „Sehen Sie, das sind Lebewesen. Das können keine toten Körper sein. Hätte ich einen Film aufnehmen können, ich wette, daß sie sich bewegten.“

„Es ist so“ keuchte der Professor mit schwerem Atem. Schien das lichte Band über den Fluß nicht wie eine Brücke? Und zu beiden Seiten Baumreihen? Sie sahen sich die Augen müde. Da verkündete ein dünnes Glockenzeichen, daß der Mechanismus abgelaufen war.

Wieder flammten die großen Bogenlampen im Observatorium auf, die Männer schüttelten sich die Hände. „Lassen Sie mich Ihnen danken, Herr Professor, daß Sie mir diese Aufnahme ermöglicht haben.“

„Keinen Dank. In der Astronomie gilt der einzelne nichts vor den Wundern des Weltraums. Wir arbeiten für die Menschheit, für die kommenden Geschlechter. — Ich bitte um eine Erklärung Ihres Apparates.“

„Gerne. Diese Platte wurde in tausendfacher Vergrößerung auf eine Mattscheibe projiziert. Ein Spiegel fing das vergrößerte Bild auf. Mit Hilfe der Bildtelegraphie habe ich diese Vergrößerung rasterförmig Punkt für Punkt in 300 000facher Vergrößerung auf eine galvanische Platte übertragen und dieses Bild durch einfache Projektion auf die Leinwand geworfen. Die Geschichte ist keine Hexerei. Wir können nunmehr jede Sternaufnahme auf diese Weise vergrößern. Wir erhalten dadurch größtmögliche Aufnahmen auf photographischem Weg, die wir aufbewahren können. Das Weltall entschwindet uns nicht mehr.“ —

Die Morgensonne hüllte die Schneegipfel der Anden in einen glühenden Schein, als beide Männer ihrer nahe gelegenen Behausung zuschritten. Diese Nacht hatte der Wissenschaft ungeahnte Werte vermittelt.

Die schöne Syrerin.

Eine Braut, die nicht geküßt werden will. — Die Heirat als Mittel zur Einwanderungserlaubnis.

Von John C. Waters-Chicago.

Nach zwanzigjährigem Aufenthalt in den Vereinigten Staaten verspürte Joseph Saschaty, ein Syrer, eine unüberwindliche Sehnsucht nach einer Frau aus seinem Volke, die alle Vorzüge der Syrerin: Schönheit, Temperament, Liebenswürdigkeit und Treue, in sich vereinigen sollte. Doch diese Idealgestalt einer Hausfrau war nur in Syrien selbst zu finden, und dorthin zu reisen, verbot dem vielbeschäftigten Joseph seine beschränkte Zeit.

Da half ihm eine Landsmännin gesetzteren Alters aus der Not. Ihr gestand der biedere Joseph seine Verlegenheit. Frau Freg tat sehr uninteressiert, doch einige Wochen später erfreute sie den guten Joseph mit der Mitteilung, sie habe die richtige Frau für ihn gefunden. Das liebenswürdige Mädchen heiße Marie Tutundji, und sie könne für dessen Charakter eingestehen, denn sie, Frau Freg, sei die eigene Tante dieses Kleinods.

Joseph Saschaty war glücklich. Die Bilder, die ihm die Tante zeigte, gefielen ihm außerordentlich. Er bat die würdige Dame, ihre Nichte nach Amerika kommen zu lassen, damit sich die zukünftigen Gatten kennen lernen könnten. Damit war aber die Tante nicht einverstanden. „Marie ist ein un-

schuldiges Mädchen, das die Tücken der Welt nicht kennt, und eine Schönheit. Denken Sie nur, wenn einer dieser ausgekochten amerikanischen Millionäre Ihre Braut sieht und um sie wirbt. Ich glaube nicht, daß der liebe Engel zwischen Ihrem guten Herzen und den Millionen des anderen die richtige Wahl treffen würde. Nein, ich lasse sie nach Kuba kommen, und dort können Sie beide sich kennen lernen." Herr Saschaty war mit dem Vorschlag der klugen Tante einverstanden. Natürlich bereitete es ihm Freude, die Überfahrt seiner unbekannten Braut bezahlen zu dürfen.

In Kuba lernten sich beide programmäßig kennen. Der gute Joseph war selig: Mariechen übertraf an Schönheit und Züchtigkeit alle Erwartungen. Er umwarb das syrische Kleinod mit rührender Zartheit. Der Erfolg blieb nicht aus: Nach drei Tagen konnte die hilfsbereite Tante dem glücklichen Joseph das Jawort ihrer Nichte bringen. Gleichzeitig äußerte sie, es wäre besser, die Zivilehe in Kuba zu schließen, damit sich nicht letzten Endes doch noch ein Millionär zwischen die Liebenden schöbe. Joseph der Verliebte war natürlich einverstanden. So wurde Marie vor dem Gesetz Frau Saschaty.

Joseph glaubte jetzt auch ohne die Unterstützung der lieben Tante glücklich sein zu können und machte deshalb seiner jungen Frau den Vorschlag, die alte Dame mit vielen Segenswünschen nach Hause zu schicken und selbst die Hochzeitsreise anzutreten. Doch Joseph kannte seine Frau noch nicht. „Was", fragte sie entsetzt, „eine Hochzeitsreise, bevor uns der Pope in Newyork getraut hat? Wie kannst du nur an Derartiges denken!" Herr Saschaty fand seine Eheliebste in ihrer Erregung doppelt schön und wurde zu Wachs in ihren und in der Tante Händen. Er sollte nach Newyork vorausfahren, die Einreiseerlaubnis für seine Frau besorgen und den beiden Frauen Geld zurücklassen, damit sie vorläufig in Kuba leben könnten. Joseph der Gehorsame fuhr nach Newyork.

Der Aufenthalt in Kuba zog sich merkwürdig in die Länge, und die Geldsendungen dorthin häuften sich. Doch endlich durfte Joseph seine Frau am Bahnhof erwarten. Die Begrüßung war von seiner Seite aus sehr herzlich, und Joseph begehrte von seiner Frau einen Kuß auf den Mund. Doch Marie wollte nichts davon wissen und wehrte ihn energisch ab. Daß bei dieser Gelegenheit zufällig ein Handkoffer hinter Joseph stand und ihn schwer zu Fall brachte, war nicht Maries Schuld. Doch das dröhnende Lachen der Zuschauer ärgerte den abgewiesenen Gatten einigermaßen. Sein Gesicht hellte sich erst auf, als ihm seine Frau einen züchtigen Kuß auf die Stirne gestattete und versprach, nach der Trauung durch den Popen sollte auch einem Kuß auf den Mund nichts mehr im Wege stehen.

Der besänftigte Joseph wollte deshalb die nötigen Schritte zur Trauung in der griechischen Kirche unternehmen. Doch zu seinem Leidwesen erfuhr er aus dem Munde der klugen Tante, daß die Zeremonie noch nicht erfolgen könne, weil noch eine Reihe unbedingt notwendiger Einkäufe gemacht werden müßten.

Nach Wochen war Josephs Bankkonto bedenklich zusammengeschmolzen; doch die Frauen waren der Ansicht, daß immer noch das eine oder andere zur standesgemäßen Aussteuer fehlte. Jetzt wurde selbst Joseph der Langmütige verdrießlich. Da führte ihn der Zufall mit Bekannten von Frau Freg, der hilfsbereiten Tante, zusammen, und über dem, was er jetzt hörte, riß sogar ihm die Lammsgeduld: „Ihre Frau hat Sie nur geheiratet, um nach Amerika kommen zu können. An eine richtige Ehe denkt sie gar nicht. Sie hat einen Millionär im Kopf."

Joseph der Enttäuschte ging zum Kadi. Der Richter trennte die Ehe, weil er sich davon überzeugen mußte, daß Marie ihren Joseph nur geheiratet hatte, um nach Amerika einwandern zu können. Marie, jetzt wieder Fräulein Tutundji, lächelte. Sie hatte erreicht, was sie wollte: sie war in Amerika. Daß sie ihren freundlichen Ernährer verlor, war an sich bedauerlich, doch sicher würde nur kurze Zeit vergehen, bis sie die Bekanntschaft eines dieser begehrten amerikanischen Millionäre machen und kraft ihrer Schönheit seine Frau werden würde.

Da kam die große Enttäuschung. Die unhöflichen Einwanderungsbehörden interessierten sich für das syrische Fräulein, dem sie unter falschen Voraussetzungen die Tore zum Gelobten Land geöffnet hatten, und eines schönen Tages verfrachteten sie die weinende Schöne auf den nächsten nach dem Mittelmeer bestimmten Dampfer. Amerika, der ersehnte Millionär mit dem Landhaus auf Long Island, die Motorjacht, die Luxuslimousine und alle anderen erträumten Seligkeiten tauchten mit den letzten Spitzen der Wolkenkratzer im Ozean unter.



Bunte Chronik



*** Kohlepapier und ultraviolette Strahlen.** Den Wissenschaftlern hatte bislang die genaue Einstellung des ultravioletten Mikroskops, das mit den für das Auge nicht sichtbaren ultravioletten Strahlen arbeitet, kaum zu überwindende Schwierigkeiten gemacht. Wenn diese Strahlen vom menschlichen Auge auch nicht erfaßt werden können, so wirken sie doch auf die photographische Platte ein. Um welche ungeheuer kleinen Objekte es sich bei diesem Verfahren handelt, zeigt die Tatsache, daß ein Ultramikroskop noch Gegenstände photographiert, die im Durchmesser nicht größer als zwei bis dreihundert Atome sind. — Man hat nun beobachtet, daß Kohle das ultraviolette Licht völlig absorbiert. Wenn es also gelänge, eine genügend dünne Kohleschicht unter das Blickfeld des Mikroskops zu bringen, so würde diese einen hinreichend scharfen Kontrast bilden, um eine genaue Einstellung zu ermöglichen. Lange schlugen alle Versuche in dieser Richtung fehl, bis man schließlich auf den Gedanken kam, ein gewöhnliches Stück Kohlepapier zu nehmen, wie es bei Schreibmaschinen verwandt wird. Man legt ein solches Blatt mit der präparierten Seite nach unten auf das zu photographierende Objekt, zieht auf der Rückseite einen leichten Bleistiftstrich und kann nun nach diesem die Einstellung ohne Schwierigkeit und völlig genau vornehmen.

*

*** Die Goldgrube unter dem Straßenpflaster.** Eine wahre Völkerwanderung ergoß sich kürzlich aus Newyork über den Hudson und unter ihm durch den Hollandtunnel. Zu Fuß, in Kraftwagen, mit Schaufeln, Hacken und Pfannen bewaffnet strebte alles nach Westen, da sich das Gerücht verbreitet hatte, in East Orange, nicht weit von Newark, sei ein reiches Goldlager entdeckt worden. Wenn das Gerücht auch stark übertrieben hatte, so barg es doch ein Körnchen Wahrheit. In der Tat waren städtische Arbeiter bei der Anlage von unterirdischen Kabelleitungen auf ein Gestein gestoßen, das ihnen durch sein seltsames glitzerndes Aussehen auffiel. Einer der Arbeiter kam auf den Gedanken, eine Probe davon einem Juwelier zu zeigen, der sie untersuchte und als goldhaltig erkannte. Der Ausfall der Untersuchung sprach sich schnell herum. Zum Leidwesen der Goldsucher will die Stadt sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, auf einfache Weise zu Geld zu kommen.

*

*** Der Kotelettebrater.** In einem der elegantesten Speiserestaurants Londons gab es unlängst eine erhebliche Aufregung. Ein gutgekleideter älterer Herr erschien in dieser Speiseanstalt, ließ sich den Weg nach der Küche zeigen und stieg in diese hinunter. Dann zog er in aller Ruhe ein Paket aus der Tasche, in dem sich ein paniertes aber noch ungebratenes Kotelett befand. Der fremde Herr wandte sich dann an den Oberkoch und bat diesen höflich um eine Pfanne und einen Platz auf dem Herde. Fett, um das Fleisch zu braten, hatte er selbst mitgebracht. Dieses eigenartige Verlangen erregte natürlich allgemeine Verwunderung. Der Geschäftsführer wurde gerufen und erklärte dem Fremden, daß dieses Restaurant eine Einrichtung sei, in der man Speisen zum Genuß wohl fertig erhalten, aber nicht selbst herstellen könnte. Es kam zu einer erregten Diskussion, die damit endete, daß der Fremdling an die frische Luft befördert wurde. Es dauerte aber nicht lange so erschien er wieder, begleitet von zwei Polizisten und einem Rechtsanwalt. Dieser schlug das Gesetzbuch auf und verlas vor der Versammlung von Köchen, Mägden und Kellnern die zusammengelaufen waren, einen Paragraphen, laut dessen „jeder englische Bürger das Recht hat, die Küche jedes Restaurants unentgeltlich zu benutzen, falls er die Naturalien mitbringt". Das Gesetz wurde erlassen im Jahre 1473, ist inzwischen nicht außer Kraft gesetzt worden, ist daher noch gültig. Der Zweck der ganzen Demonstration war überhaupt nur, der Regierung durch handgreifliche Beweise klar zu machen, daß mit den alten Gesetzesparagraphen, welche, unter ganz anderen Verhältnissen erlassen, für moderne Lebensbedingungen nicht mehr passen, aufgeräumt werden müsse. Der Mann war daher gesetzmäßig vollkommen in seinem Recht, als er dieses Ansinnen stellte. Angesichts dieser eigenartigen Rechtslage herrscht unter den Gastwirten Londons eine erhebliche Aufregung, da man befürchtet, daß das Beispiel dieses „Kotelettebraters" Nachahmer finden könnte.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.